

Thomas Ahnert

Kritik zu „Der Sturm“

Wenn in einem Gespräch der Titel „Der Sturm“ fällt, dann bekommen alle Anglisten und Theaterfreunde plötzlich einen verklärten Blick. Kein Wunder, denn es fällt aus der Reihe der Shakespeareschen Dramen. Es gibt, im Gegensatz zu den mitunter recht blutrünstigen Schauspielen, in denen die Macht verhandelt wird, keinen einzigen Toten, sondern viel friedliche Magie. Es passiert freilich auch nicht allzu viel. Denn der Konflikt, der die Eingangsszene des „Sturms“ auslöst, wird nicht auf der Bühne ausgetragen: Prospero, der regierende Herzog von Mailand, scheint kein genießender Machtmensch zu sein. Er zieht sich immer mehr in seine Bibliothek und da in die Abteilung Zauberbücher zurück. Sein bei der Machtverteilung zu kurz gekommene Bruder Antonio drängt ihn immer mehr aus der Politik hinaus, bis er mit Hilfe von Alonso, dem König von Neapel, Prospero und dessen Tochter Miranda auf ein Schiff verfrachtet und in die Wasserwüste schickt. Sie landen auf einer kleinen Insel, auf der sie gute Überlebensbedingungen finden. Denn Prospero kann mit seiner Zauberei die Bewohner unter seine Kontrolle bringen und sich vor allem den wilden Caliban (nein, nicht Taliban, obwohl man das immer mitdenkt) zum Sklaven machen. Und sie macht sich den Luftgeist Ariel verpflichtet, der das Schiff, auf dem Antonio, König Alonso und dessen Sohn Ferdinand mit einem Sturm gegen die Insel treibt, wo es untergeht. Natürlich retten sich die drei an Land und in die Abhängigkeit von Prospero. Aber der sinnt nicht auf Rache, sondern auf Versöhnung – klar, dass Ferdinand und Miranda sich sofort verlieben. Und so brechen sie schließlich im besten Einvernehmen auf nach Mailand, nachdem Ariel seine Freiheit zurückbekommen hat.

Sonderlich spannend ist das alles nicht, denn das etwa Schiffe nicht durch Zauberei untergehen, weiß man heute spätestens seit der Titanic. Und auch sonst ist – abgesehen von Shakespeares Sprachkraft – nichts in dem Stück, was einen Menschen, der nicht an Wunder glaubt, wirklich vom Hocker reißt. Das hat sich wohl auch Christian Schidlowsky gedacht, als er sich für die Inszenierung dieses Stückes im Intimen Theater entschied. Und so überrascht es nicht, dass er als erstes eine eigene Übersetzung und Bearbeitung des Textes angefertigt hat. Damit konnte er schon viel erreichen. Er konnte die Handlung straffen, eher unwichtige Nebenfiguren schadlos streichen, die auch gar nicht auf die Bühne gepasst hätten. Er konnte die Sprache modernisieren und Shakespeares Anspielungen, die heute unverständlich geworden sind, durch zeitgenössische, verständliche ersetzen. Er konnte die bei Shakespeare häufig auftauchenden kleinen Ferkeleien und sexuellen Anspielungen ins Spiel bringen, die ich der Romantik durch die „Übersetzerfirma“ Schlegel/Tieck aus allgemeiner moralischer Empörung gnadenlos getilgt worden waren. Und er konnte vor allem diese Romanze oder Robinsonade ganz stark auf schelmische Komödie bürsten, in der Macht und Lächerlichkeit ganz dicht beieinander liegen – ohne dem Dichter Gewalt anzutun.

Herausgekommen ist eine Inszenierung, die schwindelig machen kann. Denn sie setzt auf ein Tempo, das nicht nur die Darsteller enorm fordert, sondern auch die Zuschauer – aber keine Angst: Niemand geht unterwegs verloren. Zum anderen werden die neun Rollen nur von fünf Leuten gespielt, die nicht nur – oft nur in kurzen Abständen – ihre Klamotten und ihren Charakter wechseln müssen. Nur Prospero hat es leichter, denn er ist nur Prospero. Dafür muss er meiste Zeit auf der Bühne sein. Susanne Pfeiffer spielt ihn außerordentlich

glaubwürdig und zwiespältig. Auf der einen Seite ist sie ein Machtmensch, der die Magie nutzt, um die Insel und ihre Menschen zu unterwerfen: Caliban, bisher selbst gefühlter König der Insel, wird ja nicht freiwillig zum Sklaven und der Luftgeist Ariel zum Befehlsempfänger. Andererseits bleibt Prospero in seinen Absichten undurchsichtig, aber man spürt, im Gegensatz zu seinem Umfeld, doch zunehmend, dass es ihm immer weniger um Rache geht. Diese unterschwellige Friedfertigkeit wird genauso gut deutlich wie auch die spannungsvollen, zum Teil aggressiven Beziehungen der anderen Personen.

Anna Schindlbeck ist als Prosperos Tochter Miranda das Mädchen, das seine Liebe zu dem plötzlich auftauchenden Ferdinand entdeckt und trotz mancher Erschwerungen zielstrebig dran festhält. Aber sie ist auch der ständig betrunkene Diener und Mundschenk Stephano mit köstlichen Auftritten. Man erschrickt jedes Mal, wenn sie in reinstem Urbayerisch lospoltert. Immer in seiner Nähe ist Trinculo, ein Possenreißer aus Neapel alias Ingo Pfeiffer, aber nicht wegen Stephano, sondern wegen seiner unbegrenzten Schnapsvorräte. Als Prosperos Bruder, hält er sich etwas im Hintergrund, überlässt eher seinem Patron Alonso das Feld- Aber dennoch merkt man deutlich seine wachsende Resignation, als sich seine Hoffnungen auf die Thronicherung nicht erfüllen. Marc Marchand ist als König Alonso ein wunderbarer zudringlicher Schulterklopfer. Aber geradezu sensationell ist er als Caliban, fürchterlich hergerichtet als indigenes Urviech, das man in der letzten Reihe noch zu riechen meint. Und dass er so ordinär und brüllend die Sau rauslassen kann, würde man bei ihm nicht erwarten. Zweigleisig fährt auch Benjamin Jorns. Als junger Liebender Ferdinand bleibt er mehr oder weniger geerdet. Aber als Luftgeist Ariel, der Prosperos To-do-Liste abarbeiten muss, zaubert er. Da schwingt er sich über die Bühne, als könne er fliegen, da spielt er akrobatisch mit der Schwerelosigkeit. Da entstehen durchaus auch poetische Momente und Bilder.

Eine Herausforderung ist die Inszenierung auch für die Technik. Robert Pflanz hat einen großen Würfel aus Aluminiumrohren gebaut und auf eine Drehbühne gestellt. Und an und zwischen den Rohren häßern dicke, zu Netzen verknüpfte Seile. Sie können Inselwald, Haus oder auch nur Hängematte sein, sie können sich ideal den Erfordernissen der Handlung anpassen. Und Jörn Hagen hat sie mit raffinierten Lichteffekten verzaubert. Daniela Zepper und Elissa Liebhardt haben wunderschöne Kostüme entwickelt: historisch in die Zeit passend und dennoch modern. Vor allem aber: Man kann sie blitzschnell wechseln können, denn manchmal hat man nur ein paar Sekunden Zeit.

Mit dieser Inszenierung haben Christian Schidlowsky und seine Leute Shakespeares „Tempest“ respektvoll und respektlos zugleich unmittelbar in die Gegenwart geholt. Die Puristen unter den Shakespearianern werden vielleicht mit den Augen rollen, weil sie das Weihevollere vermissen. Aber wer darauf keinen Wert legt, sondern höchst geistreiche, schlüssige, witzige Unterhaltung sucht, sollte sie sich nicht entgehen lassen.

Foto: Sebastian Worch